

Zeitschrift: Die Kette : Schweizerisches Magazin für Drogenfragen

Herausgeber: Die Kette, Dachverband der privaten therapeutischen Einrichtungen in der Drogenhilfe der Region Basel

Band: 12 (1985)

Heft: 4

Artikel: Werktheater Basel : Meine Sehnsucht, meine Sucht

Autor: Stratenwerth, Christoph

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-799915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meine Sehnsucht, meine Sucht.

“Meine Sehnsucht, meine Sucht – ein Stück über ganz gewöhnliche Tabletten”.
Geschichte des Arbeitsprozesses

Ich schreibe diesen Artikel für die ‘kette’ an einem Sonntag, zwei Wochen vor der Premiere von “Meine Sehnsucht, meine Sucht”, ein schwieriger Moment, um sich öffentlich über die eigene Arbeit zu äussern: Meistens glaubt man bei Arbeitsbeginn an einem solchen Projekt zu wissen, wohin die Reise gehen soll, dann verliert man den Faden, irrt zwischen hunderten von Ideen und Szenenvorschlägen herum, und wenn man Glück hat, klären sich die Dinge kurz vor der Premiere erneut. An diesem Punkt stehen wir heute, und so gesehen ist es vielleicht ganz nützlich für mich, die Geschichte unseres Projektes hier zusammenzufassen.

Das Thema “Medikamentenabhängigkeit” beschäftigt uns nun schon über ein Jahr. Als Theater, das sich immer wieder mit sozialen Themen der Gegenwart beschäftigt, waren wir auf der Suche nach einem Thema für ein neues Projekt, das wir selber schreiben und entwickeln wollten. Aus einer Vielzahl von vorgeschlagenen Themen haben wir uns damals für “Medikamentenabhängigkeit” entschieden. In einem ersten Papier formulierten wir eine Arbeitshypothese: “Unser Projekt handelt von der Sucht, aber nicht von öffentlichen, dramatischen Formen der Sucht, nicht von Drogenprozessen, Herointoten, Entziehungsanstalten. Das Projekt handelt von der nicht-kriminalisierten, der alltäglichen Sucht, von der alltäglichen Abhängigkeit. Denn Suchtverhalten ist längst Alltagsverhalten geworden. Der Unterschied zwischen offener Delinquenz und versteckter Gewohnheit ist nur graduell. Wir alle haben uns längst zur Gewohnheit gemacht, auf Gefühle der Angst, der Überforderung, der Unlust oder der Einsamkeit mit süchtigem Verhalten zu reagieren: Sei es

mit alltäglichen Ritualen oder Lebensmethoden, sei es mit der Einnahme chemischer Substanzen, die gesellschaftlich akzeptiert sind. Um es mit den Worten eines Zürcher Psychiaters auf den Punkt zu bringen: ‘Wir sind alle Junkies’. Den Formen der heimlichen Sucht möchten wir nachgehen. Wir möchten die Geschichte einer Frau erzählen, die begonnen hat, sich unter dem Deckmantel der Therapie mit Medikamenten selbst zu zerstören.”

Schön und gut, doch wie entsteht aus einem solchen Satz ein Theaterstück? Von Beginn weg war klar, dass wir als Theaterleute zuwenig über das Thema wissen. Fakten, Situationen, konkretes Wissen mussten her. Deshalb haben wir in einem nächsten Schritt jemanden gesucht, der für uns das ganze thematische Feld bearbeitet und aufbereitet. Die Journalistin Catherine Silberschmidt hat dann anfang dieses Jahres zweieinhalb Monate lang im Auftrag des Werktheaters ausschliesslich über “Medikamentenabhängigkeit” recherchiert. Sie hat mit Medikamentenabhängigen gesprochen, mit

Fotos von den Proben (Christof Bühler)



WERKTHEATER BASEL

“Meine Sehnsucht, meine Sucht” Ein Stück über ganz gewöhnliche Tabletten

Geschrieben, inszeniert und gespielt von: Ulrich Bodamer, Jürgen Heidkamp, Katharina Meinecke, Ulrike Pyll und Christoph Stratenwerth.

Vorstellungen: 23. November 1985 bis und mit Samstag, 21. Dezember 1985, täglich (ausser Montag), 19.00 Uhr.

Vorverkauf: Telephon 061 / 25 96 56.
Kulturwerkstatt Kaserne, Klybeckstr. 1B, 4057 Basel
(Tram 14 “Kaserne”).

Das Stück

“Meine Sehnsucht, meine Sucht” wurde teils vor Probenbeginn geschrieben, teils auf der Probe und im Austausch mit Fachleuten entwickelt. Das Stück handelt von zwei Frauen: Fanny und Gloria. Gloria, die ihre Sucht nur ahnt, und Fanny, die sie vielleicht hinter sich hat. Gloria, die Journalistin und Fanny, die Hausfrau und Mutter. Die Begegnung der beiden Frauen setzt für Gloria eine Reise in Gang, an deren Ende nichts mehr ist, wie es vorher war.

Gloria: Welche Stimmung lösten die Tabletten bei Ihnen aus? Können Sie das etwas näher beschreiben?

Fanny: So genau weiss ich das nicht mehr. Am Anfang ist es einfach ein Gefühl der Zufriedenheit.

Gloria: Und später?

Fanny: Der ganze Tag ist wie ein Fahrplan. Wann zittere ich. Wann kann ich wieder eine nehmen. Man muss sich schützen. Manchmal



hat man auch schöne
Momente.

(Ausschnitt 1. Akt, 1. Szene)

Bruno: Ich habe eine Über-
raschung.

Gloria: Für mich?

Bruno: Vielleicht.

Gloria: Mach es nicht so
spannend, was ist es
denn?

Bruno: Wir haben ihn.

Gloria: Was?

Bruno: Den Wettbewerb.
Ich habe ihn gewon-
nen. Ich und kein
anderer werde diese
Mehrzweckhalle bau-
en.

(Ausschnitt 1. Akt, 4. Szene)

Doktor: Nehmen Sie irgend-
welche Medikamen-
te? Beruhigungsmit-
tel, Schlafmittel
oder dergleichen?

Gloria: Valium.

Doktor: Vom Hausarzt ver-
schrieben?

Gloria: Ja.

Doktor: In welcher Dosis?

Gloria: Mal an die 5, mal
auch 6. Meistens
weniger.

Doktor: Pro Tag.

Gloria (nickt).

Doktor: Valium 5.

Gloria: Ja.

Doktor: Wie lange?

Gloria: Schon lange.

(Ausschnitt 2. Akt, 1. Szene)

Gloria: Kann ich jetzt ge-
hen?

Doktor: Ihr körperlicher Zu-
stand ist schlecht,
sehr schlecht. Wenn
plötzlich ein epilep-
tischer Anfall
kommt. Was machen
Sie dann?

Gloria: Sie wollen mir dro-
hen.

Doktor: Ich werde Sie nicht
entlassen.

Gloria: Ich gehe auf eigene
Verantwortung. Das
ist mein Recht.

Doktor: Ich kann Sie nicht
hindern.

Gloria: Nein.

Doktor: Sie können mich
jederzeit anrufen.

Gloria: Wir werden sehen.
(Ausschnitt 2. Akt, 4. Szene)

Gloria: Was fällt Dir ein,
mich einzusperren?

Bruno: Hab ich das?

Gloria: Ich möchte sofort
meine Schlüssel zu-
rück.

Bruno: Es ist aus Versehen
passiert.

Gloria: Du hast meinen
Schlüssel von mei-
nem Schlüsselbund
abgenommen.

Bruno: Es könnte etwas pas-
sieren.

Gloria: Ich bin nicht ver-
rückt, oder?

Bruno: Nein, du bist nicht
verrückt. Aber es
könnte sein dass ...

Gloria: ... ich verrückt
werde.
(Ausschnitt 3. Akt, 4. Szene)

Ehepaaren, mit Ärztinnen
und Ärzten. Sie hat die Fach-
literatur und – soweit öffent-
lich zugänglich – die Statisti-
ken zusammengestellt: Ein
Paket von einigen Tausend
Seiten.

Die gemeinsame Lektüre
dieses Materials wurde zum
Einstiegspunkt in die konkre-
te Arbeit. Sechs Wochen lang
traf sich die Produktionsgrup-
pe täglich und tauschte ihre
Eindrücke aus. Zwei Kristalli-
sationspunkte stellten sich
heraus: Einerseits das, was
wir die "Wut" nannten: Die
Empörung über die Fakten
(die wir, obwohl aufmerk-
same Zeitungsleser, nicht
kannten), über den Zynismus
der Pharmaindustrie, über die
Unfähigkeit der Politik, über
die Schizophrenie ärztlichen
Verhaltens. Andererseits das,
was wir "Mut" nannten: Den
Mut nämlich, zu realisieren,
dass die eigenen Erfahrungen
nur punktuell abweichen von
denen der "Fälle", dass die
Formen der Sucht unendlich
vielfältig sind, und dass wir
uns vorzutasten hatten in
einen diffusen Bereich, der
sich um die Kernfrage
"warum bin ich süchtig und
wie gehe ich damit um?"
dreht. Wir tauschten Erinner-
ungen aus, Lektüreerlebnisse,
Standpunkte. Erste szenische
Ideen entstanden und wurden
notiert.

Es galt, eine Fabel zu finden,
eine Geschichte, eine Abfolge
von Szenen für vier Figuren.
Eine Geschichte, die all das,
was wir erzählen wollten, be-
inhaltet, die plausibel ist,
überprüfbar, spannend, lehr-
reich und unterhaltsam. Eine
Geschichte, die aus einem
"Wissen über die Dinge" ein
"Erzählen von den Dingen"
ermöglicht. Wochenlang kur-
sierten die verschiedenen

Fabelentwürfe, wurden ge-
prüft, verbessert und verwor-
fen. Und immer, wenn wir
nicht weiter wussten, suchten
wir den Kontakt zu den Fach-
leuten und überschütteten sie
mit Fragen: "Was passiert
psychisch und physisch wäh-
rend eines Entzugs? Welche
Probleme gibt es zwischen
Abhängigen und ihren Part-
nern? Welches sind mögliche
Wege der Therapie? Welche
Konflikte führen in die
Sucht?" etc.

Das Kernproblem beim Ent-
wickeln der Fabel war ein in-
haltliches: Es gibt bei diesem
Thema – so glauben wir –
keine eindeutigen "Täter"
und keine eindeutigen
"Opfer", sondern ein weitver-
zweigtes System von politi-
schen und individuellen Fak-
toren, eine auf viele Instanzen
und Institutionen aufgespli-
ttete Verantwortlichkeit. Das
Theater, das den Konflikt von
Figur zu Figur sucht, tut sich
da schwer. Anfangs Oktober
stand die Fabel dann doch,
ein Teil der Szenen war ge-
schrieben, die Proben konn-
ten beginnen, es waren noch
sieben Wochen bis zur
Premiere. Es wurde parallel
gearbeitet: Ein Teil der
Szenen wurden am Schreib-
tisch entworfen, ein Teil über
szenische Improvisationen
entwickelt, wobei sich hier
immer neue Erkenntnisse ein-
stellten, die dann den
Schreibprozess korrigierten,
und umgekehrt. Heute, zwei
Wochen vor der Premiere,
steht der Text. Die Arbeit,
die noch zu tun ist: Aus dem
Text lebendige Figuren ent-
stehen zu lassen, aus den
Dialogen miterlebbare Situa-
tionen.

Christoph Stratenwerth

